

Vortrag bei der Benefizveranstaltung der Hospizstiftung Cuxhaven
Hospiz - stärken was uns wichtig ist
Ethik am Ende des Lebens
13. Oktober 2014

Es gilt das gesprochene Wort

„Du sollst nicht sterben! (das erste Gebot)“ Elias Canetti, 1942¹
„Das elfte Gebot: Du sollst nicht sterben, bitte“ Michael Krüger, 2003²

„Mein Junge, das geht dich gar nichts an! Das ist ganz allein meine Angelegenheit.“
Diese Reaktion meiner Mutter hat mich ziemlich überrascht. Wir waren vor einigen Jahren eher zufällig beim Gespräch in der Küche auf das Thema gekommen: Wie will ich einmal sterben?
Und: Ist dabei Sterbehilfe eine Möglichkeit?

Ich gestehe, dieses „Das geht dich gar nichts an!“ hat mich sehr bewegt Als Sohn, aber auch als junger Pastor damals, der mit großen ethischen Vorstellungen daherkam, was das Sterben anging.

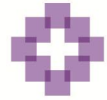
Ich habe lange nicht mehr mit meiner Mutter darüber gesprochen, aber inzwischen kann ich ihre Antwort verstehen. Denn wie ich mir mein Sterben wünsche, bleibt eine ganz persönliche Frage: Wie willst du deine letzten Monate, Wochen und Tage verbringen? Wie willst Du schließlich sterben? Und die Antwort: „Am liebsten im Schlaf“, reicht eben nicht. Was, wenn du dement wirst, wenn du im Koma liegst, wenn du gar nichts mehr mitbekommst? Was dann? Wie willst du dann sterben?

Den Wunsch, Schmerz und Leid durch Sterbehilfe zu verkürzen, kann ich gut verstehen. Und manchmal, das haben viele beim Sterben ihrer Angehörigen erlebt, kommt der Satz: „Sie wurde erlöst...“ aus tiefstem Herzen. In einem solchen Leid moralische Forderungen aufzustellen, Du darfst nicht, Du sollst nicht! - das wird schnell zynisch.

Ich habe am Wochenende das Buch von Hans Küng gelesen, „Glücklich Sterben“, und wir haben alle vom Selbsttod des ehemaligen Intendanten des MDR, Udo Reiter erfahren, der sich zuvor offen für einen selbstbestimmten Zeitpunkt für den eigenen Tod ausgesprochen hatte. Immer sind solche Hinweise als eine individuelle Entscheidung formuliert. „Ich spreche doch nur für mich und möchte nicht mehr, als dass man meine Position auch respektiert.“ Der Tod ist individuell.

1 E. Canetti. Das Buch gegen den Tod. München 2014

2 M. Krüger. Kurz vor dem Gewitter, München 2003



Ich sterbe nur meinen eigenen Tod. Aber gerade deshalb - glaube ich - bleibt das Sterben jedes einzelnen eine Herausforderung für uns alle.

Denn: So privat diese Frage auch ist, ist sie gleichzeitig auch eine Frage, die die ganze Gesellschaft betrifft.

Denn unsere Antworten bestimmen mit, wie sich unsere Kultur - und zwar nicht nur die Sterbekultur - in Zukunft verändern wird. Und es muss nachdenklich machen, wenn viele Menschen auf diese Fragen nach dem Sterben antworten, dass sie sich wünschen, den Zeitpunkt des Todes selbst zu bestimmen, ja, eventuell sich selbst zu töten und sogar bereit wären sich dabei helfen zu lassen.

Dabei kann der Wunsch, von Schmerzen befreit zu werden, vielfach durch eine gute Therapie - die so genannte Palliativmedizin - erfüllt werden. In Deutschland sind wir da noch Entwicklungsland. Und die Sorge, andere würden gegen meinen Willen über lebensverlängernde Maßnahmen entscheiden, kann durch eine rechtlich verbindliche Patientenverfügung vermieden werden. Hier kann jeder schon jetzt vorsorgen.

Die wichtigste Aufgabe aber bleibt, Leid und Sterben, Krankheit und Tod als einen Teil unserer Menschlichkeit zu akzeptieren.

Das Leben ist nicht nur solange wertvoll, wie es nützlich ist. Es bleibt kostbar, auch wenn es auf Hilfe angewiesen ist. Wir dürfen das Leben nicht auf die paar Jahre seiner Nützlichkeit reduzieren. Dann wird ein Klima entstehen, in dem Menschen sich irgendwann einmal bedrängt fühlen werden, sich zu töten. Nur in einer Gesellschaft, in der wir uns auch gegenseitig zur Last fallen dürfen, in der wir krank und dement sein dürfen, nur in einer solchen Gesellschaft kann man auch das Vertrauen haben, einmal würdevoll sterben zu können.

Was ist gutes Leben - was ist gutes Sterben?

Gutes Leben mag, während man unbeschwert lebt, noch auf einen größtmöglichen gemeinsamen Nenner gebracht werden können, wie der amerikanische Sozialpsychologe Abraham Maslow es bereits 1943 mit seiner populären Bedürfnispyramide skizziert hat (Motivation and Personality).

Auf seinen unteren drei Stufen finden sich als Bedürfnisse: Existenzsicherung, Sicherheit und soziale Eingebundenheit. Fast alle in der Menschheitsgeschichte gegründeten Institutionen und

Gemeinschaften versuchen, diese drei Grundbedürfnisse zu befriedigen. Doch zum Leben gehört mehr, weiß Maslow zu einer Zeit als man bereits die ersten Schritte in der Konsumgesellschaft gegangen ist. Auf seiner vierten und fünften Stufe finden sich jene menschlichen Bedürfnisse wieder, die mit Geld nur schwer zu kaufen sind: Anerkennung, Respekt und - ganz oben - Selbstverwirklichung.

Bemerkenswert, dass er 1970, kurz vor seinem Tod, diese Pyramide noch um eine weitere Stufe erweiterte: um Transzendenz, also die Suche nach Gott, nach einer das individuelle Selbst überschreitenden Dimension oder nach etwas, das außerhalb des beobachtbaren Systems liegt. (posthum veröffentlicht in: *Farther Reaches of Human Nature*, New York 1971).

Nun ist dieses Modell, gerade weil es so systematisch die das Leben fördernden und notwendigen Bedingungen hierarchisiert, immer wieder kritisiert worden. Doch auch ohne Pyramide kann man schnell zustimmen, dass es Lebensinhalte sind, die zu einem erfüllten Leben dazu gehören. Auch wenn vermutlich bei der Frage der Transzendenz überzeugte Atheisten behaupten, es ginge auch ohne. Doch in diesem Tableau der lebensnotwendigen Attribute ist vielleicht aufgehoben, was gutes Leben sein kann. Doch wie sieht eigentlich gutes Sterben aus, und wie viel hat das Sterben auch mit dem Leben zuvor zu tun?

Was ist gutes Sterben?³ Ist gutes Sterben der plötzliche Tod nach einem Unfall oder Herzversagen, obwohl es die Angehörigen unerbittlich trifft und sie keine Chance hatten sich zu verabschieden? Ist gutes Sterben ein bewusst durchlebtes Leiden und Abschiednehmen, oder stirbt gut wer bis zum Schluss glaubt, es wird schon nicht geschehen - den Tod also verdrängt?

Sterben ist zunächst eine einzige große Kränkung.

„Der Tod ist eine große Unverschämtheit und ein erbarmungsloser Zerstörer. Er zerstört den Leib. Er schneidet die Fäden durch, die Menschen miteinander verbunden haben.“ (Fulbert Steffensky).

Der Tod fügt dem Leben eine Niederlage zu, die größer nicht sein könnte. Ein Mensch, der ans Krankenbett gewiesen ist, befindet sich bereits auf dem Weg in eine solche Niederlage. Vom aufrechten, selbständigen Gang in die Waagerechte gezwungen, steht er nicht mehr auf Augenhöhe zu seiner Umwelt und zu seinen Mitmenschen. Schnell wird er zum Gesprächsthema statt selbst das Gespräch bestimmen zu können. Die Perspektive verschiebt sich, die Waagerechte macht klein und bedroht das Ich, das aus der Position geraten ist.

Hans Küng leistet an dieser Stelle mit seinem Buch „Glücklich sterben?“ (München, 2014) einen

³ vgl. H. Christof Müller-Busch, *Abschied braucht Zeit*. Berlin 2012, S.251f



kritischen und wichtigen Beitrag zur Debatte. Er hat Parkinson und lässt keinen Zweifel darüber, dass "irgendwelche Zeichen von Demenz" ihn motivieren würden, sein Leben zu beenden. Sein Grab auf dem Tübinger Stadtfriedhof hat er längst ausgesucht. Es liegt nahe der letzten Ruhestätte seines engen Freundes Walter Jens, dessen langes Sterben er begleitet hat. Er empfinde keine Furcht, sondern glaube fest an ein Leben nach dem Tod, schreibt der 85-Jährige bereits im dritten und letzten Band seiner Memoiren. Küng möchte so sterben, "dass ich noch voll Mensch bin und nicht reduziert auf ein vegetatives System". Seine Aversion gegenüber einem bestimmten christlichen Leidenspathos ist begründet in der Erfahrung der von ihm geleisteten Sterbebegleitung. Sein Misstrauen gegenüber der Rede von einem gottgegebenen, gottverfügtem Leiden wirkt allzu flott ausgesprochener christlicher Moral entgegen. Auch sein Fragezeichen hinter einer allzu floskelhaften Rede vom Leben als einem für den Menschen unverfügbaren Geschenk Gottes warnt vor vorschnellen ethischen Eindeutigkeiten. Das Leben nach Gottes Willen ist für ihn auch des Menschen Aufgabe. „Es ist in unsere eigene (nicht in fremde!) verantwortliche Verfügung gegeben". (109) Somit dürfe das Dogma von der „Heiligkeit des Lebens“ nicht bis zur Unmenschlichkeit strapaziert werden.

Bei der Inflation an Talksendungen zum Thema Sterbehilfe geraten Zuschauer, die sich nicht ständig mit diesem Themenkomplex beschäftigen, leicht an ihre Grenzen. Und der Selbsttod von Udo Reiter hat das Gespräch gerade in den letzten Tagen wieder aufgewühlt.

Aktive, passive und indirekte Sterbehilfe, assistierter Suizid, Hospiz und Palliativmedizin, Patientenverfügung und Vorsorgevollmachten sind Begriffe mit vielen, zum Teil verwirrenden Definitionen. So neigen wir zur Vereinfachung im öffentlichen Reden und zu schnellen Umfragen, die es für alle möglichen Positionen gibt. Mehr als zwei Drittel der Deutschen, heißt es, sprechen sich für eine ärztliche Begleitung im Suizid aus. Sie wollen - mit guter Hilfe - mitbestimmen, wann sie sterben wollen. Und zugleich lesen wir von der kontinuierlichen Zunahme von aktiver Sterbehilfe in den Beneluxstaaten, in denen seit der Einführung dieser Gesetze, welche unter bestimmten Bedingungen Ärzten eine Begleitung erlaubt, immer mehr Menschen diesen Weg wählen.

"Er wollte tot sein, aber nicht sterben", sagte der Journalist Tilman Jens über seinen Vater Walter, der an einer vaskulären Demenz und Alzheimer litt. Er beschreibt damit zugleich das Ringen und die Ambivalenz des berühmten Professors für Rhetorik an der Uni Tübingen im Erleben seines langen Leidensweges, jenseits aller Eindeutigkeit. In Christa Wolfs „Kassandra“ weissagt die Seherin: „Wenn ihr aufhören könnt zu siegen, wird diese eure Stadt bestehen.“ Aufhören können zu siegen, also auch die Gewissheit zu verlieren, über den letzten Schritt selbst zu entscheiden, ist die größte und letzte Herausforderung, in die das Leben uns führt. Unser Leben wird unweigerlich mit einer Niederlage enden. Die Frage ist, wie Menschen diesen



besonderen Übergang gestalten können. Welche Fragen bewegen sie, welche Hoffnung begleitet sie, mit welcher Gewissheit verlassen sie ihren Erdenweg?

„Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ein Ruf aus tiefer Einsamkeit hallt aus der biblischen Passionsgeschichte zu uns. Sie gibt dem Klageruf der sterbenden Menschen eine Stimme. Der Tod zerbricht alle Gemeinschaft, er drängt uns an den Rand der tiefsten Einsamkeit und Verlassenheit. In der Neuzeit mit einer intensiven medizinischen Versorgung wurde der Todeszeitpunkt für viele Menschen herausgezögert. Zugleich wurde auch durch die gesellschaftlichen und familiären Veränderungen der Tod aus dem familiären Zusammenleben herausgenommen. Heute sterben die meisten Menschen in Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen.

So wurden Sterben und Tod über viele Jahre an den Rand des Lebens verdrängt. Gestorben wurde in klar abgegrenzten Territorien der Zuständigkeit und in Tabuzonen, nicht mitten im Leben. Seit einigen Jahren bricht, besonders auch dank der Hospizarbeit, dieses Denken auf.

„Mein Gott, mein Gott“, dieser Ruf schlägt die Brücke aus der Gottverlassenheit in eine Gottesverbundenheit, über alle Niederlagen hinweg. Jesus ruft Gott in sein Leben, in seine Geschichte zurück: Mein Gott, du, den ich anspreche, anrufe, anschreie, du, immer noch mein Gott, auch am Rande meiner größten Niederlage!

Diese Worte werden gehört. Von Gott und von Menschen. Denn am Rande dieser Einsamkeit behütet nicht nur Gott. Dort stehen auch die, die Jesus ihr Leben lang begleitet haben. Seine Mutter. Seine treuesten Jünger. Die Frauen, die mit ihm unterwegs waren. Nie waren sie weg. Sie harren aus, bis zum Schluss. Sie betten seinen toten Körper zur letzten Ruhe, kommen wieder am Sonntagmorgen, um seinen Leichnam zu pflegen. Das sind liebevolle Ehrerweise bis zum letzten Atemzug und darüber hinaus. Ausharren – Würde erhalten – und dann Loslassen in aller Demut. Das ist die Kunst des Lebens. Und die verlangt Kraft von denen, die am Ende eines Lebens begleiten. Die Kraft der engsten Angehörigen ist manchmal nicht stark genug, um das Sterben zu tragen. Noch im Gehen stellt Jesus seiner Mutter seinen Freund Johannes an die Seite. Denn letzte Wege sollen nicht allein gegangen werden. Seit dem Kreuz auf Golgatha gibt es Geleit, nicht nur für die, die gehen, sondern auch für die, die zurück bleiben.

Was uns heute zum Handeln motiviert, hat eine lange Geschichte. Waren es in der Bibel zunächst sechs Werke der Barmherzigkeit, die Jesus in seiner großen Rede vom Weltgericht als Maßstab von Nächstenliebe und Nachfolge nennt, kam unter dem Druck von Verfolgungen, Kriegen und Pestzeiten in der frühen Christenheit schon bald ein siebtes Werk der Barmherzigkeit dazu: Tote begraben. Diese sieben Werke sind der Kanon einer diakonischen Kirche. Im Mittelalter entstand daraus eine eigene Literaturgattung, die die „Ars Moriendi“, die Kunst des heilsamen Sterbens,



betonte. Der Tod konnte damals, als man allein 75 Pestjahre zählte, nicht an den Rand der Gesellschaft gerückt werden. Gestorben wurde öffentlich. Unaufhaltsam und unmittelbar. Die Kräfte der Menschen waren dadurch bis aufs Äußerte angespannt. So bemühten sich die Priester, schon die Gesunden für ihre letzte Stunde vorzubereiten, sie predigten über die sogenannten „letzten Dinge“ und gaben Anleitungen zu einem heilsamen Sterben. Von Martin Luther haben wir in diesem Zusammenhang seinen „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ (1519).

Besonders berührt mich, dass in diesen Schriften über die „Kunst des heilsamen Sterbens“ der „Amicus“, der „Freund“ eine tragende Rolle spielt. Damals wurde er schon zu gesunden Lebzeiten ausgewählt. Es musste kein Priester sein. So entwickelte sich eine Sterbekultur, in der Menschen, Laien, die Verantwortung füreinander übernahmen.

So war es am Ausgang des Mittelalters. Heute ringen wir neu um die Kunst eines heilsamen, guten Sterbens. Doch immer noch ist es ein mühsames Entdecken und wir tun uns schwer mit den Krankheiten, die zum Tode führen.

Heute erschreckt eine Nachricht aus Oregon, in der eine 29jährige Frau ihren Tod für den 1. November verkündet. Sie hat, wie Ärzte bestätigen, eine Lebenserwartung von wenigen Monaten, weil sie an einem inoperablen, streuenden Gehirntumor leidet. Sie ist aus Kalifornien nach Oregon gezogen, weil man in diesem Bundesstaat seit 1997, seit dem „Death in Dignity Act“, mit ärztlicher Hilfe sterben kann. Die Selbsttötung ist dort durch von Ärzten verschriebene Medikamente erlaubt. Der Todkranke muss volljährig sein, nicht mehr als sechs Monate zu leben haben und mehrfach mündlich wie schriftlich geäußert haben, sterben zu wollen. Solche Nachrichten irritieren und fragen uns an. Ich bin gegen eine vorschnelle Abwehr dieses Verfahrens. In 17 Jahren haben dort 1173 Menschen ein tödliches Betäubungsmittel beantragt. 752 haben es genommen.

Ist das eine Kultur des heilvollen Sterbens? Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, dass für eine solche Kultur des heilvollen Sterbens Hospiz- und Palliativdienste einen für uns alle wichtigen Dienst übernehmen. Sie sind es, die Sie die Arbeit leisten, Dienst. Sie sind „Übersetzer“ des Lebens bis in seine letzten Züge. Sie sprechen direkt zu den Kranken und Sterbenden. Sie geben ihnen „Hospiz“, eine „Herberge“ für die Zeit des Leidens und des Abschieds. Wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, bleiben - das sind die grundlegenden Bewegungen Ihrer Arbeit. In dem Menschen, der seine Position im Leben verloren hat, einen Menschen zu sehen, der von Gott geliebt und gewürdigt ist, der immer noch sein Ebenbild ist und bleiben wird und ihm das auch zu vermitteln, ist der tiefste Ausdruck der Nächstenliebe und Grundlage dieser Freundschaft auf Zeit. „Ich war krank und ihr habt mich besucht“ - eine

Grundbewegung in der Nachfolge Jesu Christi, weil sie uns mit dem in Berührung bringt, was Jesus in aller Tiefe erlebt und erlitten hat.

So begegnen sich Gesunder und Kranker, gestützt durch das, was sie beide mitbringen in diese Zeit, getragen durch das, was unser Glaube für uns bereit hält: ein biblischer Vers vielleicht. Ein Lied aus dem Gesangbuch. Ein Segensvers. Das Vaterunser. Vielleicht auch die Beichte und das Abendmahl, das Sie gemeinsam mit dem Kranken halten und feiern. Geborgen in geprägte Formen gestaltet sich ein Miteinander auf Zeit, bei dem beide geben und empfangen. Freunde des Lebens, Sie und der Mensch, der Ihnen und uns schon ein Stück voraus ist, näher bereits an dem neuen Leben in Gottes Herrlichkeit.

Aus dieser Haltung heraus sprechen Sie für den Kranken. „Der Sterbende und seine Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt“ – diesen Grundsatz der Hospizarbeit kann man nicht oft genug wiederholen. Nicht der Sterbende hat sich nach Strukturen der Institutionen zu richten, sondern sie müssen sich nach ihm richten. Die Würde des Kranken bestimmt das Geschehen. Das ist die immer noch nötige Forderung, für die wir uns weiter gemeinsam stark machen müssen. Oft braucht das Übersetzungsarbeit von dem nahen Freund des Kranken, der mehr weiß als alle und Fürsprache hält und vermittelt. Übersetzungsarbeit auch in die Familien, die mit dem Endgültigen konfrontiert, ein Sprachrohr brauchen und zugleich ein hörwilliges Ohr. Auch hier gilt: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, bleiben.

Und da sind noch die Gesunden, die sich so schwer tun mit dem Tod in der Mitte der Gesellschaft. Auch für diese leisten Sie Übersetzung. Sie holen das Sterben und den Tod als Tabu aus seiner Ecke zurück ins Leben und pflegen die Kultur eines heilvollen Sterbens, leben vor, wie es gehen kann. Und bleiben dabei wahrscheinlich manches Mal unverstanden von anderen. In Gesprächen mit Ihren Kolleginnen und Kollegen im Hospizdienst begegnet mir immer wieder die Erfahrung, dass es selbst für das enge Umfeld fremd ist und oft auch bleibt, warum ein gesunder Mensch sich bewusst der Begleitung der letzten Lebensmonate widmet.

Es liegt in der aktuellen Debatte noch viel Arbeit vor Ihnen. So hält die Hospizbewegung in Niedersachsen ein neues Gesetz zur aktiven Sterbehilfe in Deutschland für den falschen Weg. Ein Verbot von organisierter Sterbehilfe, wie es der Bundestag derzeit diskutiert, löse die eigentlichen Probleme nicht, sagte letzte Woche der Vorsitzende der Hospiz- Landesarbeitsgemeinschaft. Die Hospiz- und Palliativversorgung müsse weiter ausgebaut werden. "Von verlässlichen Strukturen sind wir noch weit entfernt."

Vor allem Ärzte und Pflegepersonal müssten noch besser qualifiziert werden, um auf die Bedürfnisse sterbenskranken Menschen richtig eingehen zu können, erläuterte der Vorsitzende.

Grundkenntnisse der Palliativausbildung seien erst seit 2010 Bestandteil der Ärzteausbildung. "Es braucht also noch eine Generation, bis alle Ärzte sie haben." Auch die Qualifikation von Pflegenden sei noch nicht ausreichend, und es fehle an Personal in den Heimen.

Zudem seien die Möglichkeiten der palliativen Versorgung, die todkranken Menschen Schmerzen ersparen soll, noch zu wenig bekannt. "Es gibt durchaus Hilfen für Betroffene und deren Familien." Den Anspruch auf eine Begleitung durch die Helfer in den Hospizdiensten habe jeder. Statt aktive Sterbehilfe zu verbieten, müsse Menschen die Angst genommen werden. "Wir müssen fragen, was können wir tun, damit keiner in die Not kommt, so einen Weg zu wählen."

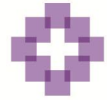
Sie, verehrte Damen und Herren, widmen sich diesem Auftrag von Golgatha.

Sie alle tragen dazu bei, dass Sterben und Tod ihren Schrecken verlieren und ein Umdenken möglich wird: Man muss aufhören können zu siegen. Man muss aufhören können, die Krankheit und den Tod unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu bekämpfen. Keine Krankheit darf die Würde, die dem Menschen von Gott mitgegeben ist, so zerstören, dass er seine Gottebenbildlichkeit verliert, nicht in seiner eigenen Wahrnehmung und nicht in der Wahrnehmung derer, die ihm einmal auf Augenhöhe begegnet sind. Das ist unser gemeinsamer Auftrag. Und es ist nicht nur ein Zeichen von Nächstenliebe, sondern ein wichtiger Beitrag für eine humane Gesellschaft.

Hans Küng hat in seinem jüngsten Buch ein starkes Plädoyer für die Hospizarbeit gehalten: „Gerade weil der Mensch Mensch ist und auch als Todkranker oder als Sterbender bis zum Ende Mensch bleibt, hat er ein Recht nicht nur auf eine der Würde seiner Person angemessene Lebenszeit sondern auch auf ein würdiges Abschiednehmen und ein würdiges Lebens-Ende. Die Hospizbewegung, bei der nicht das medizinische Bemühen um Heiligung oder Lebensverlängerung, sondern die persönliche Zuwendung durch Gespräch, Nähe, Geborgenheit und das Bemühen um ein menschenwürdiges Sterben im Mittelpunkt stehen, verdient moralische Unterstützung und praktisch-gesellschaftliche Förderung.“⁴

Auch im Blick auf die demografische Entwicklung der kommenden Jahre muss die Hospizarbeit und die palliative Versorgung schwerkranker Menschen flächendeckend ermöglicht werden. Denn durch Ihre Arbeit entsteht eine Kultur der Sprachfähigkeit angesichts der großen Niederlage, die uns sonst so sprachlos macht. Sie gestalten im Alltag der Familien ein Leben, welches die Menschen so dringend brauchen, die von Sterben und Tod betroffen und damit jeglicher Normalität beraubt sind.

⁴ Hans Küng. *Glücklich Sterben?* München 2014, S.80



Treue - Geduld - Ausharren - Loslassen - Demut. Um die Niederlage am Ende unseres Lebens glücken zu lassen, um die Verheißung des Ostermorgens glauben zu können, sind das wichtige Kompetenzen. Wir haben sie in einem aktiven Leben oft zu wenig gelernt. Aber die Kultur dieser Tugenden zu pflegen, sie einzuüben, ist lebenswichtig, für uns und für die, die gehen.

Gemeinsam mit der Palliativmedizin, aber auch als wichtiges Gegenüber zu dieser Medizin (!) gestalten Sie mit der Hospizarbeit ein Leben in Würde bis zum letzten Augenblick. Ich wünsche Ihnen und uns, dass Sie viele Möglichkeiten haben, Ihre Erfahrungen in die Gemeinden unserer Landeskirchen zu tragen, dass der Nachhall von Golgatha, Gott mitten ins Leben und eben auch mitten ins Sterben ruft.

Das sind hohe Anforderungen an Sie. Übersetzungsarbeit fordert viel von dem Freund, der Freundin des Lebens, zu dem auch das Sterben gehört. Das kann nur jemand, der begegnungs- und sprachfähig ist und eine Quelle hat, aus der er oder sie schöpft. Viele von Ihnen erzählen, wie bereichernd dieser Freundschaftsdienst an Sterbenden ist und wie viel Sie mitnehmen aus der Zeit der Begleitung. Doch es erschöpft auch. Und so bitte ich Sie: Nehmen Sie sich ein Beispiel an dem, der uns die Werke der Barmherzigkeit aufgetragen hat. Jesus war nah bei den Menschen, hat sie in einzigartiger Weise gesehen, wahrgenommen und begleitet. Aber er ist auch immer wieder gegangen, um für sich zu sein. Hat das Alleinsein gesucht und die Nähe zu seinem himmlischen Vater. Zum Tun der Barmherzigkeit gehört auch die Barmherzigkeit mit sich selbst. Loslassen, aufstehen und weitergehen sind Grundbewegungen seines Lebens gewesen, nehmen wir uns daran ein gutes Beispiel.

Gott segne Sie und Ihren Dienst!